

# STANDPUNKT

SCHRIFTENREIHE DES  
EVANGELISCHEN BUNDES  
ÖSTERREICH



## ■ Guter Tod? Sterben im Wandel der Zeit

Bibelarbeit zu Römer 14,7-9

Friedhöfe als Spiegel unseres Umgangs  
mit Tod und Sterben

Jahreshauptversammlung des  
Evangelischen Bundes in Österreich

eb<sup>+</sup>

EVANGELISCHER  
BUND  
ÖSTERREICH

HEFT 247/2022

Liebe Mitglieder und Freunde des Evangelischen Bundes in Österreich!

Die Ausgabe des „Standpunkt“ ist für mich ein Anlass, allen Lesern, Mitgliedern, Begleitern und Unterstützern der Arbeit des Evangelischen Bundes Österreich persönlich und im Namen des Vorstandes zu danken. Wir freuen uns, dass wir mit Ihrer Unterstützung auch im vergangenen Jahr so manches verwirklichen konnten. Das bezieht sich auf die Herausgabe der Publikation „Standpunkt“, die Unterstützung von Vikarinnen und Vikaren sowie die Förderung von Bildungsprojekten.

In der Reihe „Standpunkt“ sind im vergangenen Jahr wieder vier Hefte erschienen. Themen waren u.a. „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“, „Faszinierende Forschung“, „Den Nächsten kennen wie sich selbst“ und „Evangelische Freizeit“. Danke auch allen Autorinnen und Autoren, die immer wieder bereit sind, für den „Standpunkt“ zu schreiben.

Eine Studientagung fiel coronabedingt aus, als kleiner „Ersatz“ fand Anfang März in Traisen ein Symposium zum Thema „Guter Tod? Sterben im Wandel der Zeiten“ statt. Die Vorträge dieses Symposiums sind in dem vor Ihnen liegenden Heft nachzulesen. Weiters berichten wir von der Jahreshauptversammlung, die im Rahmen dieses Symposiums ihren Platz hatte, und der Verabschiedung von vier Vorstandsmitgliedern, die ihre Arbeit im Vorstand beenden.

Danke auch an Sie! Um Ihre Verbundenheit bitte ich auch für die kommende Zeit.

Gottes Segen,  
Ihre



Pfarrerin Dr. Birgit Lusche, Obfrau

# Inhaltsverzeichnis

|   |    |
|---|----|
| Guter Tod? –<br>Bericht über ein Symposium des Evangelischen Bundes in Österreich.....  | 3  |
| 138 Jahre Evangelischer Bund in Österreich –<br>Laudatio für die ausscheidenden Vorstandsmitglieder.....<br><i>von Karl-Reinhard Trauner</i>                                | 5  |
| Statements der ausscheidenden Vorstandsmitglieder Klaus Flack,<br>Christoph Weist, Bernd Zimmermann und Ulrike Swoboda.....   | 8  |
| Bibelarbeit über Römer 14,7-9 –<br>Dr. Enno Konukiewitz zum 70. Geburtstag am 1. Februar 2022.....<br><i>von Walter Fleischmann-Bisten</i>                                  | 11 |
| Guter Tod? Sterben im Wandel der Zeit –<br>Friedhöfe als Spiegel unseres Umgangs mit Tod und Sterben<br>(Vortrag am 5.3.2022 in Traisen/NÖ).....<br><i>von Michael Wolf</i> | 22 |
| <i>Nachrichten über den Protestantismus aus aller Welt</i> .....  | 31 |

Medieninhaber und Herausgeber: Evangelischer Bund in Österreich; Redaktion: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche; alle: 1030 Wien, Ungargasse 9, Tel. 059 1517 950. Hersteller: Evangelischer Presseverband in Österreich. Verlags- und Herstellungsort: Wien. Erscheint in der Regel viermal im Jahr. Preis pro Heft € 3,-; Jahresabonnement € 7,-; für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten. IBAN: AT13 3200 0000 0747 5445, BIC: RLNWATWW, Evangelischer Bund in Österreich

„Standpunkt“ bringt Aufsätze zu konfessionskundlichen Fragen und Nachrichten aus dem Protestantismus in aller Welt und der Ökumene, das Martin-Luther-Heft Ergebnisse der Lutherforschung.

Der Evangelische Bund in Österreich ist ein freier Zusammenschluss verantwortungsbewusster evangelischer Christinnen und Christen. Obfrau: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche

# Guter Tod?

Am Samstag, 5. März, fand als kleiner Ersatz für die entfallene Studientagung ein Symposium des Evangelischen Bundes in Österreich in der Auferstehungskirche in Traisen statt. Thema des Tages war „Guter Tod? Sterben im Wandel der Zeiten“.

„Wie soll man mit dem Faktum der Endlichkeit umgehen? Ist eine Versöhnung mit dem Unausweichlichen möglich?“ Mit dieser Fragestellung eröffnete Obfrau Pfarrerin Dr. Birgit Lusche das Symposium und begrüßte die anwesenden Mitglieder des Evangelischen Bundes, verbunden mit einem Gruß zu Mitgliedern des Evangelischen Bundes Hessen via Zoom. Nach einer Andacht, gehalten vom Hausherrn Pfarrer Mag. Jörg Lusche, ging der ehemalige Leiter des Konfessionskundlichen Institutes und Generalsekretär des Evangelischen Bundes Deutschland, Dr. Walter Fleischmann-Bisten, (ebenfalls via Zoom) in seiner Bibelarbeit dem „Sterben als geistlichem Vollzug“ nach. Er stellte exegetisch die Bibelstelle Römer 14,7-9 („Denn keiner von uns lebt für sich selbst, und keiner stirbt für sich selbst“) dar. „Vom Umgang mit dem Tod. Friedhöfe als Spiegel unseres Umgangs mit Tod und Sterben“ referierte Pfarrer Dr. Michael Wolf aus Wien. In einem historischen Überblick zeigte er die sehr unterschiedlichen Wahrnehmungen gegenüber Tod und Bestattungskultur bis hin zu unserer Zeit – verbunden mit den Erfahrungen am Friedhof rund um das Pfarrhaus und die Christuskirche in Wien-Favoriten – dem evangelischen Matzleinsdorfer Friedhof.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen fand die Jahreshauptversammlung des Evangelischen Bundes in Österreich statt. Obfrau Lusche sprach allen ihren Dank für ihr ehrenamtliches Engagement aus. Sie wies weiters darauf hin, dass die „Standpunkt“-Reihe Interesse und gute Reaktionen erhalte und der grundlegende Kontakt zu den Mitgliedern und Gemeinden sei. Ein besonderes Dankeschön gilt den Gemeinden, die den Evangelischen Bund mit der empfohlenen Kollekte am Sonntag Septuagesimae unterstützen – besonders für die Spenden im Jahr 2021, wo dieser Sonntag aufgrund des Lockdowns entfiel. Schatzmeister Georg Flack berichtete über die Einnahmen und Ausgaben im Jahr 2021. Die Einnahmen ergeben sich im Wesentlichen aus drei Teilen: Mitgliedsbeiträge und Spenden, Publizistikförderung und die Kollekte.

Die Ausgaben beinhalten die Unterstützung von VikarInnen (v.a. durch die Gabe von Agenden), Studierenden, Pfarrgemeinden und Publikationen, die Studienveranstaltungen sowie Druck- und Portokosten für den „Standpunkt“.

Eine Neuwahl bzw. Bestätigung des Vorstands war nach den Statuten ein notwendiger Punkt. Einstimmig gewählt wurden: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche, Pfarrerin Mag. Elizabeth Morgan, Georg Flack, DDr. Karl-Reinhard Trauner, Pfarrer Dr. Mario Fischer und Pfarrer Dr. Markus Lang. Im Mittelpunkt der Jahreshauptversammlung stand jedoch die Verabschiedung von vier Vorstandsmitgliedern, die aus dem Vorstand des Evangelischen Bundes ausschieden: OSR Klaus Flack, Pfarrer Dr. Christoph Weist, Bernd Zimmermann und Pfarrerin Mag. Ulrike Swoboda. In der Laudatio ging Vorstandsmitglied DDr. Karl-Reinhard Trauner auf das segensreiche Wirken der Vier für den Evangelischen Bund ein und sprach im Namen des Vorstands seinen herzlichen Dank aus für die langjährige Mitarbeit und Treue und v.a. die „Geschwisterlichkeit, ja Freundschaft“. „Wenn etwa ein Drittel des Vorstands ausscheidet und durch andere Vorstandsmitglieder ersetzt wird, dann bedeutet das so etwas wie einen Generationenwechsel. Der ist immer mit einem lachenden und einem weinenden Auge verbunden. So ist es auch heute“, so Trauner abschließend. Ein Segensgebet von Birgit Lusche, Grußworte seitens des Evangelischen Bundes Hessen und ein gemütliches Beisammensein rundeten den Nachmittag ab.

red



Der „alte“ und der „neue“ Vorstand des Evangelischen Bundes in Österreich: (v.li.) Christoph Weist, Ulrike Swoboda, Georg Flack, Mario Fischer, Birgit Lusche, Karl-Reinhard Trauner, Elizabeth Morgan, Bernd Zimmermann, Klaus Flack

# 138 Jahre Evangelischer Bund in Österreich

Laudatio für OSR Klaus Flack, Pfarrer Dr. Christoph Weist, Bernd Zimmermann und Pfarrerin Mag. Ulrike Swoboda anlässlich ihres Ausscheidens aus dem Vorstand des Evangelischen Bundes in Österreich am 5. März 2022 bei der Jahreshauptversammlung in Traisen (NÖ)

*von Karl-Reinhard Trauner*

Es sitzen mit unseren vier Vorstandsmitgliedern, die jetzt im Mittelpunkt stehen, 116 % des Evangelischen Bundes in Österreich vor uns. Sie werden sich fragen, wie er das meint; ich kann's erklären: Der Evangelische Bund wurde 1903 gegründet, d.h. er ist 119 Jahre alt. Und unsere vier Vorstandsmitglieder hier waren insgesamt 138 Jahre lang im Vorstand – also: 116 %. Nur so nebenbei, wenn ich schon beim Zahlenspiel bin: Die Quersumme von diesen 138 Jahren ist 12. Nicht nur 12 Monate hat das Jahr, sondern es gibt auch 12 israelitische Stämme, und Jesus hatte bekanntlich 12 Jünger. Eine gut biblische Zahl. Und ich sehe es tatsächlich als Zeichen und Auftrag, dass der Evangelische Bund in Österreich weiter am Reich Gottes auf dieser Welt arbeitet und die Gemeinde Jesu in ihrem Schaffen und ihrem Selbstbewusstsein durch vielfältige Angebote, angefangen durch seine Schriftenreihe „Standpunkt“ bis hin zu Seminaren, Tagungen und Symposien wie dem heutigen unterstützt. Aber ich muss zu predigen aufhören! Es geht doch um die Vier!

Derjenige, der am längsten im Vorstand ist – in der gesamten Geschichte des Evangelischen Bundes –, das ist Oberschulrat Klaus Flack. Sein besonderes Verdienst ist nicht nur, dass er mein Volksschullehrer war, sondern

dass er unglaubliche 56 Jahre lang, seit 1966, Schriftführer des Evangelischen Bundes in Österreich ist. Zieht man die paar Jahre ab, in denen das Leben des Evangelischen Bundes kriegsbedingt nicht stattfinden konnte, bedeutet es, dass Klaus Flack ziemlich genau die Hälfte aller je geschriebenen Protokolle des Evangelischen Bundes verfasst hat. In großer Treue ist er dieser etwas trockenen, papierenen Aufgabe nachgegangen, und darüber hinaus ist er durch seine Teilnahme an zahlreichen Tagungen und Veranstaltungen, nicht zuletzt an den seit vielen Jahren stattfindenden gemeinsamen Tagen mit dem Evangelischen Bund in Hessen, zu einem wohlbekannten und beliebten Gesicht des Evangelischen Bundes in Österreich geworden ist. Wer würde sich nicht gerne an seine musikalischen Beiträge mit der Ziehharmonika erinnern!

Ich komme jetzt zu den „Jüngeren“, die heute verabschiedet werden: 39 Jahre sind es, die Pfarrer Dr. Christoph Weist das Amt des Obmann-Stellvertreters bekleidet. Aber keine Angst: keine weiteren Rechenbeispiele. Wer kennt Christoph Weist nicht, ist er doch einer der sehr bekannten Geistlichen der Evangelischen Kirche, dadurch, dass er über Jahrzehnte die Medienarbeit der Kirche nachhaltig getragen und geprägt hat. In dezenter Art und Weise hat er das Leben des Evangelischen Bundes mitgestaltet, seine fundierten, sensiblen und doch klaren Bibelarbeiten und Andachten, mit denen er bei zahlreichen Anlässen Denkanstöße gegeben hat, haben mich stets tief beeindruckt. Immer wieder ist er auch mit fundierten Beiträgen in der Schriftenreihe hervorgetreten.

Die ersten beiden der vier heute Geehrten haben es mir rechnerisch einfach gemacht, sie hatten nur eine Funktion inne. Beim dritten, Bernd Zimmermann, ist das anders. Er ist seit 27 Jahren im Vorstand des Evangelischen Bundes, war zwischen 1997 und 2001 Schatzmeister-Stellvertreter und hatte zwischen 2001 und 2006 das Amt des Schriftführer-Stellvertreters inne. Man sieht schon daraus: Er war immer da, wenn er gebraucht wurde. Umsichtig, ruhig und kompetent hat er die Aufgaben wahrgenommen, die sich gestellt haben, und damit den Evangelischen Bund zukunftsfähig gemacht. Ich denke hier nur an seine Mitarbeit bei den „Evangelischen Standpunkten im 3. Jahrtausend“, mit denen das große Anliegen des Evangelischen Bundes, nämlich evangelische Identität zu stärken, aufgenommen wurde. Es ist dies eine der erfolgreichsten Publikationen des Evangelischen Bundes, die bereits in mehreren Auflagen und Überarbeitungen vorliegt. Er hat seine Erfahrungen als bekannter Kirchenhistoriker und langjähriger Generalsekretär des Instituts für Österreichkunde in Wien einerseits, andererseits seine tiefe Verwurzelung in der Evangelischen Kirche, nicht zuletzt als Pfarrerssohn und langjähriger

Presbyter und Kurator seiner Gemeinde, fruchtbringend in die Arbeit des Evangelischen Bundes eingetragen.

2006 wurde Pfarrerin Mag. Ulrike Swoboda in den Vorstand gewählt – damals noch als Studentin und später Assistentin an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien. Sie ist initiativ, jung, hinterfragt auf konstruktive Weise, lässt sich in sehr persönlicher Art und Weise auf die anstehenden Fragen ein. Sie war einer der Motoren bei den Gemeinsamen Tagungen mit dem Evangelischen Bund in Hessen, nicht zuletzt bei der Erstellung der repräsentativen Tagungsdokumentationen, die zu vielbeachteten Themenbänden wurden und stets vom Evangelischen Bund in Österreich, hier an entscheidender Stelle Ulrike Swoboda, verantwortet wurden. Bei der Einrichtung des Hochschulpreises des Evangelischen Bundes in Österreich war sie eine der Initiatorinnen. Jetzt ist sie Pfarrerin in Innsbruck und wird, so hat sie versichert, dem Evangelischen Bund weiterhin eng verbunden bleiben. 2011 bis 2015 war sie Schriftführerin-Stellvertreterin, seit 2015 Obfrau-Stellvertreterin des Evangelischen Bundes in Österreich. Jetzt, nach 16 Jahren im Vorstand, müssen wir uns von ihr als Vorstandsmitglied verabschieden.

Wenn etwa ein Drittel des Vorstands ausscheidet und durch andere Vorstandsmitglieder ersetzt wird, dann bedeutet das so etwas wie einen Generationenwechsel. Der ist immer mit einem lachenden und einem weinenden Auge verbunden. So auch heute. Ich bedanke mich seitens des Vorstands sehr herzlich bei euch allen für eure Mitarbeit und eure langjährige Treue: als Person für eure Geschwisterlichkeit, ja Freundschaft, von der ich mir wünsche, dass sie trotz eures Ausscheidens aus dem Vorstand noch lange anhält. Ich, wir alle wünschen euch jedenfalls alles Gute und Gottes Segen!

Und ich wünsche mir und erhoffe von den neu hinzukommenden Vorstandsmitgliedern, dass sie ebenso erfolgreich und konstruktiv wie ihr am 119 Jahre alten, doch letztlich auch heute noch modernen Anliegen des Evangelischen Bundes weiterarbeiten.

*Zum Autor:*

*DDR. Karl-Reinbart Trauner ist Militärsuperintendent und Vorstandsmitglied des Evangelischen Bundes in Österreich.*

# Verabschiedung aus dem Vorstand

Vier Vorstandsmitglieder sind bei der Jahreshauptversammlung am 5. März 2022 in Traisen aus dem Vorstand ausgeschieden. Für den „Standpunkt“ schrieben sie:

## **Klaus Flack**

Nachdem ich im Herbst 1966 vom damaligen Obmann des Evangelischen Bundes in Österreich, Pfarrer bzw. später Senior und Oberkirchenrat Mag. Jakob Wolfer, gebeten wurde, die Stelle des Schriftführers zu übernehmen, dachte ich zunächst an ein paar Jahre in dieser Tätigkeit. Mit der Übernahme der Obmannschaft durch den damaligen Pressepfarrer und späteren Superintendenten Mag. Paul Weiland im April 1983 erneuerte ich meine Bereitschaft zur Mitarbeit im Vorstand. Auch im September 2015, als Pfarrerin Dr. Birgit Lusche nach dem Tod von Paul Weiland zur Obfrau gewählt wurde, bestätigte ich meine weitere Mitarbeit. Doch nun, nach über 55 Jahren, scheidet mich aus dem Vorstand aus. Ich denke sehr gern an all die Jahre der Zusammenarbeit und an die vielen Kontakte mit Gleichgesinnten in Österreich und in Hessen zurück, die sich vor allem bei den Studientagungen ergaben. Den verbleibenden und neu gewählten Mitgliedern im Vorstand wünsche ich für ihre wichtige Aufgabe Gottes Segen und weiterhin viel Kraft bei ihren Entscheidungen!



alle Fotos: privat

## **Christoph Weist**

39 Jahre sind es her, dass ich im Gemeindesaal der Wiener Lutherkirche, von Obmann Paul Weiland als Vereinsmitglied rekrutiert, eh mich's versah zum Obmannstellvertreter gewählt wurde. Das bin ich dann geblieben durch alles Auf und Ab der weiteren Geschichte des Evangelischen Bundes in Österreich. Einschneidend war der Schock des plötzlichen Todes des langjährigen Obmanns Paul Weiland und die anschließende Wahl unserer jetzigen Obfrau Birgit Lusche, die durch ihre Kommunikationsstärke und geschicktes Netzwer-

ken das Schifflein des Vereins auch durch finanzielle Klippen hindurch sicher steuert. Was für mich nun bleibt, ist vor allem herzlicher Dank. Ich habe die Arbeit im Vorstand des Vereins immer geliebt, vor allem die stets freundschaftlich-einvernehmlichen Entscheidungsfindungen. Die Freundschaften werden bleiben, aber es ist wichtig, dem Engagement und den Ideen junger Kräfte stärker noch als bisher Raum zu verschaffen. Denn wenn es den Evangelischen Bund Österreich nicht gäbe, müsste man ihn gründen. In einer Gesellschaft wie der österreichischen, die trotz ihrer säkularen Verfasstheit, die sie stolz vor sich herträgt, so stark von römisch-katholischen Verhaltensmustern und Denktraditionen bestimmt ist, gilt umso mehr, was die Website des Vereins über sein Selbstverständnis sagt: „Der Evangelische Bund ruft zu evangelischer Selbstbesinnung auf und will zur Klärung der Frage beitragen, was evangelisch ist.“



### **Bernd Zimmermann**

Mein Vater war von 1945 bis 1956 Pfarrer der Kreuzkirchen-Gemeinde in Graz. Als ein Vertreter des Evangelischen Bundes in der Steiermark war er Herausgeber einer Schriftenreihe des Bundes und organisierte Vorträge und Lesungen – Veranstaltungen, die in der Vor-Fernsehzeit durchaus gerne angenommen wurden. Daher war mir der Evangelische Bund schon von Kindheit an vertraut. Als ich im Jahr 1995 von Paul Weiland gefragt wurde, ob ich im Vorstand mitarbeiten



wolle, habe ich daher gerne zugestimmt. Als erfreulich habe ich seitdem bei den Beratungen empfunden, im Rahmen der Möglichkeiten Förderungen verteilen zu können, ähnlich wie beim Gustav-Adolf-Verein, in dessen Vorstand ich ebenfalls sitze. Dies steht im Gegensatz zu Presbyteriumssitzungen in den Gemeinden, wo man sehr oft an finanzielle Grenzen stößt. Sehr befruchtend habe ich auch die Kontakte zu den Evangelischen Bündern von Hessen und Kurhessen-Waldeck in den gemeinsamen, alternierenden Tagungen erlebt

und gesehen, dass wir als kleine Diasporakirche dennoch einiges einbringen können.

### **Ulrike Swoboda**

Meine erste Studienreise mit dem Evangelischen Bund Hessen und Nassau, Kurhessen Waldeck (damals noch nicht vereint) und dem Evangelischen Bund in Österreich führte uns 2006 nach Frankfurt/Main. Auf einer Busfahrt fragte mich Paul Weiland, ob ich in den Vorstand des Evangelischen Bundes kommen wolle, da niemand im Vorstand jünger werde und sie dringend Nachwuchs bräuchten. Die Unterstützung der Theologie-Studierenden und die Bildungsarbeit des Evangelischen Bundes haben mich schlussendlich überzeugt, und so blieb ich viele Jahre im Vorstand in den unterschiedlichsten Funktionen und Arbeitsbereichen. Durch den Evangelischen Bund lernte ich mich in der evangelischen Welt zu orientieren, und das weit über die österreichische Grenze hinaus. Das war eine wichtige Voraussetzung für mein Ankommen im Evangelischsein und hat mit Sicherheit zu meiner Entscheidung, Pfarrerin zu werden, beigetragen. Die Verjüngung, die sich Paul Weiland für den Evangelischen Bund in Österreich gewünscht hatte, ist schon seit längerer Zeit Realität. Dem verbleibenden Vorstand wünsche ich für die Zukunft alles erdenklich Gute. Ich bedanke mich herzlich bei allen Mitgliedern in Hessen und Österreich für die schöne gemeinsame Zeit, die interessanten Gespräche und die sehr gute Zusammenarbeit.



# Bibelarbeit über Römer 14,7-9

Dr. Enno Konukiewitz zum 70. Geburtstag  
am 1. Februar 2022

*von Walter Fleischmann-Bisten*

Aufs Glatteis begeben sich im biblischen Alter von 71 Jahren. Es ist meine erste Bibelarbeit – obwohl ich seit meinem Religionsunterricht, als Kindergottesdiensthelfer und Theologiestudent bei je unterschiedlicher Aufgabenstellung in und mit der Bibel gearbeitet habe. Gerne denke ich an Bibelarbeiten bei Kirchentagen oder gemeinsamen Studientagungen des Evangelischen Bundes in Hessen und Österreich. In guter Erinnerung sind mir Bibelarbeiten von Heinrich Albertz, Helmut Gollwitzer, Johannes Rau, Kurt Scharf, Bernhard Schlink, Peter Steinacker und Hans-Jochen Vogel. Auch bei den Generalversammlungen des Evangelischen Bundes in Deutschland gehören sie seit 1979 zum Programm. Die Bibelarbeiten des Waldenserprofessors Paolo Ricca sind mir wie seine Predigten unvergesslich. Gottfried Maron würdigte 1994 als Präsident des Evangelischen Bundes Riccas Bibelarbeiten in Rothenburg ob der Tauber so: Paolo spricht über Bibeltex-te wie ein Urchrist.<sup>1</sup>

Das kann ich nicht bieten. Aber Urchristliches steht jetzt auf dem Programm dieser coronabedingt um zwei Jahre verschobenen Tagung. Gibt es einen *guten Tod*? Wie viele Menschen sind allein an den Folgen dieser Pandemie bisher verstorben! In Österreich, in Deutschland, in Europa und weltweit? Röm 14,7-9 – in der Übersetzung von Eduard Lohse:

*<sup>7</sup>Denn keiner von uns lebt für sich selbst, und keiner stirbt für sich selbst. <sup>8</sup>Denn wenn wir leben, leben wir für den Herrn. Und wenn wir sterben, sterben wir für den Herrn. Ob wir also leben oder sterben, sind wir des Herrn. <sup>9</sup>Denn dazu ist Christus gestorben und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebendige Herr sei.<sup>2</sup>*

---

<sup>1</sup> Diese Bibelarbeiten Paolo Riccas finden sich in: Ev. Bund 1994 H. 4, 2-3 und 1995 H. 1, 6-7.

<sup>2</sup> Eduard Lohse: Der Brief an die Römer, KEK Bd. 4, Göttingen <sup>15</sup>2003, 368 f.

# 1. Zur Auswahl des Textes

Im griechischen Urtext stehen je fünfmal die Worte *sterben* und *leben* und einmal kommen die *Toten* vor. Aber der *Sitz im Leben* dieses Textes – so heißt es in einer Predigthilfe – sind „nicht die Trauerversammlung oder der Friedhof, sondern der Alltag der Christen“.<sup>3</sup> Sterben und Tod gehören bei allem „Wandel der Zeiten“ auch heute zum Alltag unserer Familien, Freunde, Gemeinden und Kirchen. Eine fromme evangelische Frau hat das vor 350 Jahren in wunderbaren Versen formuliert. Sie hat als Flüchtlingskind auf der Heidecksburg in Thüringen den Dreißigjährigen Krieg überlebt und als spätere Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt gedichtet:

*„Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war; solange ich leb auf dieser Erden, leb ich in steter Todsgefahr. Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut: mach's nur mit meinem Ende gut. [...] Ich leb indes in dir vergnüget und sterb ohn alle Kümernis. Mir g'nüget, wie mein Gott es füget; ich glaub und bin es ganz gewiß: Mein Gott, mein Gott, aus Gnad durch Christi Blut, machst du's mit meinem Ende gut.“<sup>4</sup>*

Wann ist eine solche Bitte besonders aktuell und nötig? Wann ist Beten besonders schwer und wir brauchen professionelle Begleitung? Bei einer Krebserkrankung oder einem Schlaganfall in der Familie oder im Freundeskreis? Wenn das deutsche Bundesverfassungsgericht eine Entscheidung zur Sterbehilfe trifft? Wenn Terroristen Besucher\*innen von Gottesdiensten in Kirchen, Synagogen und Moscheen getötet haben? Wenn psychisch Kranke durch einen Amoklauf in Schulen morden? Wenn ein über seine Krankheit zu wenig aufgeklärter Epileptiker (wie 2019 in Berlin) einen Vierjährigen, dessen Oma und zwei junge Männer mit über 100 km/h überfährt? Oder sind wir erst dann selbst mit dem Sterben konfrontiert, wenn uns Epidemien wie Ebola oder das Corona-Virus „Covid-19“ als neue Formen der Pest bedrohen und ängstigen? Oder wenn wir wie in diesen Tagen erleben, dass vom russischen Präsidenten ein Angriffskrieg begonnen und mit atomarer Vergeltung gedroht wird? Fast 77 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Was am 1. September 1939 mit dem Überfall des Großdeutschen Reiches auf Polen und

---

<sup>3</sup> Hermann Blendinger, Bilanz im Herbst, Predigtstudien 1986 II/2 (A), Stuttgart 1986, 275-278, 275; vgl. dazu auch Abschnitt 4!

<sup>4</sup> EG 530, Verse 2+8; gedichtet von Ämilie Juliane Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt, geb. Gräfin von Barby (1637–1706).

später auf die Sowjetunion begann, kostete am Ende rund 50 Millionen Menschen das Leben.

## 2. Annäherung an den Bibeltext

Mit *Annäherung* ist der erste Abschnitt in den „Calwer Predigthilfen – Neue Folge“ (1990 – 2002) überschrieben. Ich näherte mich Röm 14,7-9 durch einen österreichischen und einen fränkischen Text und eine Bensheimer Beobachtung:

*„Helfen Sie mir doch, Herr Professor!“ Freud hob seine Hände, betrachtete sie einen Augenblick im Sonnenlicht und ließ sie wieder in seinen Schoß sinken. „Ich glaube, ich kann dir da nicht helfen“, sagte er. „Die richtige Frau zu finden ist eine der schwierigsten Aufgaben in unserer Zivilisation. Und jeder von uns muss sie vollkommen alleine bewältigen. Wir kommen alleine zur Welt, und wir sterben alleine. Doch gegenüber der Einsamkeit, die wir empfinden, wenn wir zum ersten Mal vor einer schönen Frau stehen, wirken Geburt und Tod geradezu wie gesellschaftliche Großereignisse. In den entscheidenden Dingen sind wir von Anfang an auf uns selbst gestellt.“<sup>5</sup>*

Als ich im Zug Robert Seethalers Erzählung „Der Trafikant“ zum zweiten Mal las, fiel mir eine Ausgabe der Zeitschrift „City Kirche Nürnberg“ in die Hände. Darin antwortet der frühere Regionalbischof Christian Schmidt auf die Frage nach dem Rückblick am Ende des Lebens:

*„Da gilt die Grundzusage Gottes, dass er weiß, wir Menschen sind nicht perfekt. Und ich darf auf seine Gnade hoffen, Ich brauche nicht zu verzweifeln. Denn ich kann ihm mein Leben hinhalten. [...] Manches ist gelungen, manches ist nicht gelungen. [...] Deshalb muss ich keine Angst haben vor dem Gericht Gottes. Das ist jetzt keine Aufforderung zum leichtfertigen Leben. Aber es ist der große Trost: [...] Durch das Leben, Sterben und Auferstehen Jesu weiß ich, dass wir einen liebenden Gott haben. Darauf kann ich vertrauen. Ich muss also nicht auf mich selber bauen, sondern kann auf ihn vertrauen.“<sup>6</sup>*

Eine der Kernfragen, die Paulus seit seiner Bekehrung vom Verfolger zum Prediger des Evangeliums von Jesus Christus (vgl. Gal 1,10-24) immer wieder beschäftigt, lautet: Sind wir in jeder Hinsicht auf uns selbst, auf unsere

---

<sup>5</sup> Robert Seethaler (geb. 1966): *Der Trafikant* (2012), Zürich/Berlin <sup>12</sup>2015, 140 f.

<sup>6</sup> Christian Schmidt im Interview mit Paul Schremser: *Der Glaube ist wie ein Haus*, City Kirche Nürnberg Nr. 70 (Juni/Juli 2018), 4-6, 6.

Erfolge und Verdienste gestellt? „Das sei ferne!“ So würde Paulus auch hier Position beziehen. Im Römerbrief antwortet er auf die selbst formulierte Frage „Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? Der auch seinen eigenen Sohn nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ (Röm 8,31 f.): Nichts kann uns von Gottes Liebe trennen, die uns in Jesus Christus offenbart und bestätigt ist: weder Tod noch Leben, weder Engel, Mächte noch alle irgendwie vorstellbaren Gewalten heute und in Zukunft (vgl. Röm 8,38 f.).

Nach den beiden ersten Corona-Impfungen ging ich seit Juni 2021 auch wieder öfter in die Auerbacher Bergkirche. Ich entdeckte am Schrifentisch eine Neuerscheinung: „KMB begleitet. Ratgeber für den Trauerfall“. Die „Kommunalwirtschaft Mittlere Bergstraße“, die „seit dem 01.01.2011 von der Stadt Bensheim mit der Durchführung der hoheitlichen Aufgabe des Bestattungswesens beauftragt“ ist, bietet einen „Ratgeber für den Trauerfall“. Im ersten Teil der 42 Druckseiten gibt es „Informationen der ev. und kath. Kirchengemeinden“. Der 4. Abschnitt „Sterben ein selbstverständlicher Teil des Lebens“ warnt vor allem vor anonymen Bestattungen und schließt mit Röm 14,8.<sup>7</sup>

### 3. Textzusammenhang und Textauslegung

Selbstkritisch muss ich die Frage stellen: Warum habe ich nie über Röm 14,7-9 gepredigt? Weder bei einem Trauergottesdienst, wozu ich in den Berliner Jahren wöchentlich zwischen fünf- und zwölfmal gefordert war, noch in einem Sonntagsgottesdienst? Und das, obwohl dieser Text am Drittlezten Sonntag im Kirchenjahr als Epistel und somit als Predigttext in der 2. Reihe nach der alten Perikopenordnung gut positioniert war; jetzt ist er sogar befördert worden. Als Epistel ist Röm 14,7-9 für den Vorletzten Sonntag des Kirchenjahres (dem Volkstrauertag in Deutschland) vorgesehen und mit einigen Versen erweitert (wie bis 1978!) der vorgeschlagene Predigttext in der neuen 6. Reihe am gleichen Sonntag.

Freilich gibt es gerade bei den neutestamentlichen Briefen und in der Offenbarung des Johannes Textabschnitte, die grammatikalisch schwierig und theologisch kompliziert sind. Manche sind als Predigttexte ungeeignet und man weicht auf das Evangelium aus oder nimmt den Marginaltext. Das aber

---

<sup>7</sup> Stand Mai 2021, 10-13, 13. [Abrufbar unter [www.kmb-bensheim.de](http://www.kmb-bensheim.de)].

trifft keinesfalls auf Röm 14,7-9 zu. Schon beim Vergleich der Übersetzungen aus verschiedenen Bibelausgaben und Kommentaren wird deutlich: Die Nuancen sind sehr gering und kaum zu unterscheiden. Paulus bemüht sich im letzten Teil seines Briefes an die junge Gemeinde in Rom (Kap. 12 bis 15) nach der Darstellung ihm zentraler theologischer Themen um die daraus folgende Gemeindepädagogik. Durch seine Paränesen (Ratschläge oder Mahnungen) vermittelt er die ihm nötigen Konsequenzen des Evangeliums in die aktuelle Situation der Gemeinde in Rom. Dafür greift Paulus offensichtlich ähnlich wie in Phil 2,5 ff. auf eine urchristliche Bekenntnisformel zurück.

### **3.1 Hintergründe des Hauptthemas in Römer 14: Das Zusammenleben in der Gemeinde**

Der Römerbrief ist der letzte erhaltene „echte“ Paulusbrief, geschrieben zwischen 56 und 59 n.Chr. Nach der Behandlung unterschiedlicher Themen in Kap. 12 und 13 – wie Gottesdienst im Alltag, verschiedene Begabungen in der Gemeinde, Verhältnis zur staatlichen Gewalt usw. – beruht die Mahnung des Paulus zu gegenseitiger Rücksichtnahme in Kapitel 14 auf ganz konkreten Hintergründen. Das friedliche Zusammenleben in der jungen Christengemeinde in Rom war bedroht. Und Paulus bezieht in Röm 14,1 klar Position: *„Nehmt den, der in seinem Glauben schwach ist und meint, sich an bestimmte Vorschriften halten zu müssen, ohne Vorbehalte an; streitet nicht mit ihm über seine Ansichten“* – so nach der Neuen Genfer Übersetzung.

Es geht also um einen Konflikt zwischen Starken und Schwachen. Viel ist darüber geschrieben worden. Ich beziehe mich im Folgenden auf die Forschungen des Neutestamentlers Peter Lampe (geb. 1954), der sich seit seiner Dissertation mit den stadtrömischen Christen so intensiv beschäftigt hat wie ich mit der Geschichte des Evangelischen Bundes. In Rom ging es offenbar um kontroverse Positionen im Blick auf die Einhaltung jüdischer Vorschriften für Speisen und Festtage. Dass es in der Hauptstadt des römischen Imperiums größere Gruppen von Judenchristen gab, gilt als sicher. Nach Berichten bei Horaz und Juvenal gab es in Rom aber auch *Sebomenoi* (Gottesfürchtige), die außerhalb des Judentums anzutreffen waren. Die Enthaltensamkeit bei Wein und/oder Fleisch ist bei verschiedenen Gruppierungen und Gemeinschaften in der Antike bekannt. Nach Philo von Alexandrien wurde eine solche Ernährungsform von sog. Therapeuten praktiziert, über die wir sonst fast nichts wissen. Eusebius von Cäsarea berichtet in seiner Kirchengeschichte, der Herrenbruder Jakobus habe kein Fleisch gegessen und keine alkoholischen Getränke zu

sich genommen. Die Einhaltung „bestimmter Tage“ dürfte aber eindeutig auf die Beachtung von Fasten- und Feiertagen hinweisen; ob an die Sabbatheiligung oder Beachtung von jüdischen Speisevorschriften zu denken ist, bleibt offen. „Der Verzicht auf jegliches Fleisch ist in jüdischem Milieu belegbar: Einige Priester auf der Reise nach Rom zur Zeit Neros essen nur Feigen und Nüsse, um nicht mit Götzenopferfleisch in Berührung zu kommen.“ Andere Juden vermieden sogar das von Griechen verkaufte Olivenöl. Aus Röm 14 f. ist zu folgern, „dass die Judenchristen im stadtrömischen Christentum zur Zeit des Römerbriefs bereits in der Minderzahl sind“ und die Konflikte Paulus zu einer Stellungnahme nötigten.<sup>8</sup>

### 3.2 Beobachtungen zum Text in Kommentaren

#### *Peter Stuhlmacher: Ein Herr und Richter für Schwache und Starke*

Stuhlmacher erinnert daran, dass neben den nicht ganz zu klärenden Hintergründen über die Differenzen bei der Feiertagsheiligung aber feststeht: Paulus hat „die Sitte des Dankgebets über Speise (und Trank) nicht nur gekannt, sondern auch für wesentlich erachtet“. Die erste christliche Form eines Tischgebets, wie sie in der Didachä (10,1-6) überliefert ist, wurde also von Paulus gutgeheißen und durch ihn aus der jüdischen Tradition (Dankgebet vor und nach dem Essen nach Dtn 8,10) für die Christengemeinde in Rom als wichtig betont. Nach diesen „Klärungen“ zur Befriedung der römischen Hausgemeinden zieht Paulus in Röm 14,7-9 folgenden Schluss: „Nachdem Christus für ‚die vielen‘ in den Tod gegangen ist und auferweckt wurde, gibt es für die Christen keinen Grund und auch keine Möglichkeit mehr, ohne Rücksicht auf die Glaubensgenossen zu leben und zu sterben. Im Leben und im Tode sind und bleiben die Glaubenden ihrem Herrn zugeordnet und sein (teuer erworbenes) Eigentum [...].“<sup>9</sup> Jesu Tod und Auferstehung machten ihn zum Herrn über Lebende und Tote. Daher verbietet sich jeder die Einheit der Gemeinde gefährdende Streit. Da alle bald (vgl. Röm 13,11) vor Gottes Richterstuhl treten und sich verantworten müssen, hat niemand Anlass und Berechtigung die und den anderen abzuqualifizieren. „Das macht alles vorzeitige Richten in der Gemeinde entbehrlich, erhöht aber die gegenseitige Verantwortlichkeit vor dem Christus,

---

<sup>8</sup> Peter Lampe, Die stadtrömischen Christen in den ersten beiden Jahrhunderten, Tübingen 1987, S. 55–57.

<sup>9</sup> Peter Stuhlmacher, Der Brief an die Römer, NTD 6, Göttingen <sup>14</sup>1989, 199.

der als Versöhner zugleich der himmlische Herr, Anwalt und Richter der Gemeindeglieder ist.<sup>10</sup>

### *Eduard Lohse: Alle unter einem Herrn – die Schwachen und die Starken*

Lohse kommt im Gegensatz zu anderen Auslegern bei seiner Analyse der Ausführungen in Röm 14 und 15 zu dem Ergebnis, dass diese „keinen Einblick in die besondere Situation der römischen Christenheit“ bieten, sondern auf Erfahrungen beruhen, die Paulus schon in anderen Gemeinden gemacht habe. Besonders in Korinth, dem Abfassungsort des Römerbriefes, sei der Apostel mit Problemen konfrontiert worden, die „sich grundsätzlich überall im Zusammenleben von Christen unterschiedlicher Herkunft stellen“. Die „voneinander unterschiedenen Positionen“ werden im Römerbrief auch „nur in einer ziemlich allgemein gehaltenen Schilderung als Schwäche und Stärke bezeichnet“.<sup>11</sup> Lohse hebt hervor, dass „Paulus sich rhetorisch wirksam des Wir-Stils bedient und somit sich selbst in die aus dem Bekenntnis erwachsende Verpflichtung mit einbezieht: ob Leben – ob Sterben, stets sind die Glaubenden des Herrn“. Paulus könne „so sprechen, weil das Bekenntnis zu Christus von seinem Sterben ebenso wie seiner Auferstehung redet und damit Tod und Leben umgreift“. Christi Regiment wurde auch durch seinen Tod nicht erschüttert. Deshalb ist er der „Kyrios über alles und kein Winkel unseres Lebens“ ist „seiner Herrschaft entzogen“.<sup>12</sup>

## 4. Schwerpunkte in Predigten und Predigthilfen

### *Martin Niemöller (1935)*

In seiner Dahlemer Predigt am 16. Januar 1935 nimmt Martin Niemöller (1892–1984) die Konflikte in der römischen Gemeinde zum Anlass, die massiven Kontroversen zwischen Bekennender Kirche und Deutschen Christen darzustellen. Niemöller erklärt der Gemeinde, dass es in der preußischen Landeskirche „drei Leitungen“ gibt, „von denen sich jede einzelne als die rechtmäßige ansieht“ und stellt die Frage: „Wer soll da noch glauben, daß Jesus Christus wahrhaftig der eine und lebendige Herr sei, der sie regiert?!“ Er wehrt sich auch gegen die staatlichen Einigungsversuche und betont, dass nicht „nur

---

10 Ebd., 200.

11 Eduard Lohse, Der Brief an die Römer, KEK 4, Göttingen <sup>15</sup>2003, 373 f.

12 Ebd., 374 f.

der Streit um die Kirchenleitung“ tobt: „[...] der Riß geht ja mitten durch die Gemeinden hindurch: da erkennt ja die eine Gruppe die andere nicht mehr an. Die einen nehmen für sich das kirchliche Vermögen und die kirchlichen Räume in Anspruch, und die anderen [...] müssen ihre Gottesdienste, soweit die das noch können [...] in Sälen und Gastwirtschaften halten.“ Letztere – und damit sind die Gemeinden der Bekennenden Kirche der Dahlemer Richtung gemeint – halten am christlichen Bekenntnis fest, „während die anderen es verleugnen und sich von ihm geschieden haben!“<sup>13</sup>

### *Hermann Blendinger (1986)*

Pfarrer Hermann Blendinger (1925–2005) kannte ich schon als Jugendlicher von den Jugendgottesdiensten in der Nürnberger Meistersingerhalle. Er gehörte 1968 zu den Gründungsmitgliedern des Arbeitskreises für Evangelische Erneuerung.<sup>14</sup> Neben deutlicher Kritik an der Begrenzung der Predigtperikope auf die Verse 4-7 sieht er die besondere Herausforderung des Textes im Blick auf „eine gespaltene Adressatenschaft“. Die einen versuchen mit „immer neuen Entwürfen“ ihr Leben selbst „in die Hand zu nehmen, in der Hand zu behalten und zu organisieren“. Sie ringen wie viele Menschen im Mittelalter nach Anerkennung durch Gott und Umwelt. Dem gegenüber sieht Blendinger Gemeindeglieder, „die an der Frage nach dem Sinn des Lebens gescheitert sind, die sich selbst nicht mehr leiden können und andere auch nicht“.<sup>15</sup> Diesen unterschiedlichen Formen der Lebens- und Krisenbewältigung sollen die Erfahrung und das Bekenntnis des Paulus in einer Predigt hilfreich sein. Da der Blick auf den Herrn „die Extreme Leben und Sterben“ sehr eng zusammenrücken lässt, ja aufgehoben sieht, gilt der Tod nicht mehr als sinnloses Ende. Das Sterben und die Überwindung des Todes durch Jesus Christus heißt: Für Dein Leben und „mein Leben ist ebenso gesorgt wie für mein Sterben“ und Dein Sterben.<sup>16</sup>

### *Renate Wind (1992)*

Die Theologin und Erziehungswissenschaftlerin Renate Wind (geb. 1950) hat fast 20 Jahre Biblische Theologie und Kirchengeschichte an der

---

13 Martin Niemöller, Dahlemer Predigten. Kritische Ausgabe, hg. von Michael Heymel, Gütersloh 2011, 258-264, 258 f.

14 Vgl. Hermann Blendinger, Aufbruch der Kirche in die Moderne. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern 1945-1990, Stuttgart 2000.

15 Ebd., 277.

16 Ebd., 276.

Evangelischen Hochschule Nürnberg gelehrt. Mit ihrer Biographie Dietrich Bonhoeffers<sup>17</sup> hat sie auch mich für dessen Leben und Werk sowie seine bleibende Bedeutung begeistert. In ihrer Predigthilfe geht sie so ausführlich wie sonst niemand auf Karl Barths Auslegung des Römerbriefes ein. Nicht nur in seiner 1. Auflage von 1919, sondern auch in der 2. Auflage von 1922 hat Barth „in einem seiner gefürchteten Rundumschläge“ deutlich gemacht, dass die damaligen Diskussionen um die Speisevorschriften auch heute für das „Diskussionsklima alternativer Kirchentagszelte“ von hoher Brisanz sind. Dies gilt bis heute „ebenso für Pfarrkonvente, Kirchengemeinderatssitzungen und Gemeindeversammlungen“. Denn Barth vermittelt „daß die Herrschaft Christi [...] die Krise sowohl des liberalen als auch des gesetzlichen Lebenskonzepts bedeutet. Denn ‚dem Herrn leben‘ hieße dann, seine Lebenspraxis nicht an selbstgemachte Riten, Gesetze und Freiheiten – eben nicht an sich selbst festzumachen, sondern an Christus“. Die Mahnung des Paulus lautet für Wind: „Die Christen, die Jesus als den Messias bekennen, haben einen neuen Herrn und neue Loyalitäten.“ Diese bedeuten „zugleich die Grenze des Kompromisses mit der alten Welt, in der man ja immer noch lebt“.<sup>18</sup>

### *Jürgen Weiss und Günter Reese (1998)*

Die Predigtstudie von Jürgen Weiss und Günter Reese (1939–2002) trägt die Überschrift „Die Eigentumsfrage ist geklärt“. Weiss erinnert in Teil A, dass er in den sechs Jahren als Gemeindepfarrer in der DDR „bei fast jeder Beerdigung“ die Worte aus Röm 14,7-9 „mit Triumph auf meiner Seite und auch Schadenfreude“ zum Ärger der anwesenden SED-Leute am Grab so ausgelegt hat: „Ihr seid nicht die Herrn der Welt und des Lebens, auch wenn ihr euch das einbildet. Ihr denkt, dass euch alles gehört, und dabei gehört ihr euch nicht einmal selbst. ICH stehe auf der Seite des Herrn dieser und der anderen Welt – IHR nicht.“ Als im Herbst 1989 in Leipzig die Friedensgebete in der Nikolaikirche und die Montagsdemonstrationen begannen, kam Angst auf: „Werden die Demonstranten friedlich bleiben? Wird auf der anderen Seite keiner die Nerven verlieren? Gibt es einen Schießbefehl? Wo werden wir heute Abend sein? [...] Damals seien ihm diese Sätze aus dem Römerbrief eingefallen, aber nicht als Triumph, sondern aus Angst; und sie ermutigten „erste Schritte zum aufrechten Gang“.<sup>19</sup>

---

17 Renate Wind, *Dem Rad in die Speichen fallen. Die Lebensgeschichte des Dietrich Bonhoeffer*, Weinheim/Basel 1990 (©1995).

18 Renate Wind, *Predigthilfe zu Röm 14, 7-9*, CPhNF II/2, Stuttgart 1992, 198-203, 200 f.

19 Jürgen Weiss, *Predigtstudien 1998 II/2 (A)* und Günter Reese (B), Stuttgart 1998, 233-239, 233 f.

In einem zweiten Teil (B) werden dann die daraus aus dem Konziliareren Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung gewonnenen Erkenntnisse für die Friedensdekade vor und nach der Wende beschrieben. Vor allem die Waffenexporte Deutschlands in den 1990er Jahren werden kritisiert. Reese behandelt auch die Frage, ob und warum auch „die, die anders sind“ zur Gemeinde gehören oder nicht. Die paulinische Botschaft ist für ihn: „Ausschlaggebend ist die Zugehörigkeit zu Jesus.“ Damit kommt Reese zu folgender Gliederung für die Predigt: „1. Heute werden wir Christen daran erinnert, nicht zu klein von uns zu denken. 2. Jesus braucht uns. Das Leben steht auf dem Spiel. Frieden muss gewahrt, Gerechtigkeit erkämpft und Lebensfreude geschaffen werden. 3. Was Jesus nicht brauchen kann, sind die lähmenden Rechthabereien und Verketzerungen unter Christen.“<sup>20</sup>

## 5. Konsequenzen für den Alltag zwischen Leben und Sterben

Nach diesem Blick auf die verschiedenen Schwerpunkte des Textes für die Auslegung darf mein eigener Gewinn der Beschäftigung mit Röm 14,7-9 nicht fehlen. Ich habe gelernt, wie wichtig die intensive Auseinandersetzung mit Bibelworten und ihrer Auslegungsgeschichte für den je eigenen Alltag zwischen Leben, Sterben und Hoffen ist. Während des Studiums der Theologie und Geschichte wollte ich zunächst Lehrer werden. Das war mit dieser Fächerkombination damals wie heute in Bayern nicht möglich. Gepredigt hatte ich schon als Student in München bei der Campingseelsorge am Pilsensee und bei Gottesdiensten mit Jugendlichen. Auch als Assistent an der Kirchlichen Hochschule Berlin war ich um Vertretungen für Gottesdienste gebeten worden. Aber erst der große Pfarrermangel Mitte der 1970er Jahre in Berlin-West machte mir deutlich, dass ich als Pfarrer gebraucht würde. Im November 1976 begann mein Vikariat im „Praktisch-Theologischen Ausbildungsinstitut“ (PTA) der heutigen EKBO, wie das Predigerseminar damals hieß. Nach knapp vier Monaten wurde ich schwer krank. Bei einem Krankenbesuch hatte ich mich mit dem Hepatitis-Virus B infiziert und lag 10 Wochen völlig isoliert in der Uniklinik. Dort erreichte mich ein Brief Gerhard Bauers (1928–1986), des Leiters des PTA, ein aus Franken stammender Pfarrer, der bald mein väterlicher Freund wurde. Er schickte mir ein Büchlein mit Andachten. Jede Seite

---

<sup>20</sup> Ebd. 236-239, 239.

war ein Stück Trost und Lebenshilfe, so dass ich dann als Vikar und Pfarrer in Neukölln die vielen Trauergespräche und Beerdigungen bewältigen konnte. Dick angestrichen habe ich diese Zeilen:

„Paulus, der erste Theologe des Kreuzes, predigt Christus, den Retter, als den Gekreuzigten und weiß: Das ist für Juden ein Skandal, ein Ärgernis, und für Griechen eine Wahnsinnsidee, pure Torheit. [...] Das Kreuz Christi ist der einzige Grund dafür, dass man heute noch an Gott glauben kann – trotz und gerade inmitten des Geschreis vom ‚toten Gott‘. Ein Glaube, der sich nicht orientiert an der Ohnmacht des Gekreuzigten, ist kein Glaube. Und ein Gott, von dem man erwartet, dass er sich anders und anderswo als am Kreuz Christi erweist, der ist kein Gott, sondern ein Götze. [...] Keine Hölle, keine unheilbare Krankheit, kein noch so jäher oder zäher Tod, keine schreiende Ungerechtigkeit im geschichtlichen Raum [...] nichts dergleichen gibt dem christlichen Glauben nach Golgatha auch nur die Spur eines Rechtes, an Gott zu verzweifeln.[...].“<sup>21</sup> Solche Auslegungen von Bibeltexten sind für mich bis heute Lebenselixier wie die Bekenntnisse von Märtyrern aus dem Widerstand gegen die NS-Diktatur. Dietrich Bonhoeffers (1906–1945) Gedicht an seine Mutter und seine Verlobte Maria von Wedemeyer vom Jahreswechsel 1944/45 habe ich oft mit Kranken und Sterbenden gebetet.

*„Und reichst du uns den schweren Kelch, den bittern des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand, so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern aus deiner guten und geliebten Hand. Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag [...]“*<sup>22</sup>

*Zum Autor:*

*Dr. theol. Walter Fleischmann-Bisten M.A., ist ehem. Direktor des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim (D) und Generalsekretär des Evangelischen Bundes.*

---

21 Gerhard Bauer, Der Skandal des Kreuzes, in: ders. u.a., Von Woche zu Woche. Andachten, GTB 93, Gütersloh 1975, 37-39.

22 EG 65, 3.

# Guter Tod?

## Sterben im Wandel der Zeit

Friedhöfe als Spiegel unseres Umgangs mit Tod und Sterben – Vortrag am 5.3.2022 in Traisen/NÖ

*von Michael Wolf*

In meinem Vortrag möchte ich Sie mitnehmen auf eine Reise durch die Zeit, in der sich das Bild vom guten Tod gewandelt hat – jede Epoche hat dabei ihre besondere Spezifikation, die sich auch in der Art und Weise der Gestaltung der Sepukralkultur auf den Friedhöfen widerspiegelt. Beginnen möchte ich im Mittelalter und über die Reformationszeit, die Aufklärung bis in die Gegenwart vorstoßen und dabei die jeweiligen geänderten Bilder des Todes und des Sterbens im Spiegel der Friedhöfe aufzeigen. Daraus resultiert auch jeweils ein veränderter Umgang mit Tod und Sterben.

Die Redeweise vom guten Tod taucht explizit im späten Mittelalter auf, und zwar in konkreter Abgrenzung zum schlechten Tod. Der gute Tod – *bona mors* – steht dem schlimmen Tod – *mala mors* – gegenüber. Eindeutig definiert ist der gute Tod als solcher, der bewusst und vorbereitet erlebt wird, und das heißt wiederum, dass der Sterbende versehen mit den Sterbesakramenten aus dem Leben scheidet. Wer einen guten Tod stirbt, hat das Bußsakrament, die letzte Ölung und die Eucharistie empfangen, wodurch ihm seine Sünden vergeben sind. Im Bewusstsein, nach dem Tod vor das göttliche Gericht treten zu müssen, wollte man sich der Heilmittel der Kirche bedienen. Im Umkehrschluss bedeutete dies, dass der schlechte Tod jener war, der plötzlich und unvorbereitet eintrat. Andere Kriterien für einen guten bzw. schlechten Tod kannte das Mittelalter nicht. Gefürchtet waren demnach vor allem Unglücksfälle mit tödlichem Ausgang, oder es herrschte Angst, einem Verbrechen oder der Pest zum Opfer zu fallen.

## Ars moriendi – die Kunst zu sterben

Eine Unterweisung im rechten Sterben bot die im 15. Jahrhundert entstandene Gattung von Erbauungsschriften, die unter dem Namen *ars moriendi* bekannt ist – die Kunst des Sterbens. Die Illustrationen stellten den Sterbenden in jeweils antithetischen Bildpaaren gegenüber, einmal umringt von Teufeln und Dämonen, die versuchen, ihn vom Glauben abzubringen, das andere Mal umsorgt von Engeln, Heiligen der Gottesmutter, die ihn unter Verweis auf den erlösenden Tod Jesu am Kreuz im Glauben bestärken wollen. Die Kunst des Sterbens bestand also darin, den Versuchungen der bösen Geister zu widerstehen und den Glauben zu bewahren.

Doch konnte man sich dieses Beistands angesichts der Möglichkeit eines unvorbereiteten Todes nicht sicher sein, und aus der Sorge vor einem jähen Tod schuf sich der Volksglaube Abwehrstrategien gegen den schlimmen Tod. Die Angst vor dem Tod und vor allem vor dem, was danach kommt, war groß. Zugunsten ihrer Verstorbenen bezahlten sie Seelenmessen. Die Bewahrung vor dem sozialen Tod sollte durch ein Gedenken aufgefangen werden. Diese Entwicklung ist seit dem Ausgang des Mittelalters zu beobachten und schlug sich auch in der Gestaltung und Beschriftung von Grabsteinen nieder.

Was die Entwicklung zu einem typischen mittelalterlichen Friedhof betrifft, so gibt es keine idealtypische Entwicklung. Die Übergangszeit reicht vom 7. bis ins 13. Jahrhundert und markiert eine Entwicklung von den Nekropolen der römischen Zeit über die Reihengräberfelder der karolingischen Zeit bis zum *Coemeterium ecclesiae*. Die Entwicklung beginnt damit, dass auf den außerhalb der Ortschaften gelegenen Friedhöfen kleine Grabbauten, so genannte *Memorien*, zum Gedenken an die Märtyrer errichtet werden. Aus ihnen entwickeln sich Friedhofskirchen (Coemeterialkirchen). Im Verlauf der weiteren Stadtentwicklung wurden die Friedhöfe dann in die Stadt hineinverlagert, indem sich die Stadt um sie erweiterte. Belegt ist, dass die Römer wie auch die romanisierten Germanen Grabinschriften anfertigten, da diese noch in großer Zahl erhalten sind.

Zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert muss es bezüglich der Frage eines dauerhaften Grabrechtes zu einem Umschwung gekommen sein. War es bisher ein überlieferter Rechtsanspruch, dass dem Toten ein Eigengrab als unveräußerlicher Besitz zugesprochen wurde, so kommt es im 12. Jahrhundert dazu, dass ein Leichnam nur wenige Jahre in einem Grab verblieb und die

Gebeine anschließend ihre letzte Ruhe in Beinhäusern (Kärner) fanden. Solch eine einschneidende Entwicklung ist nur dadurch erklärbar, dass die Friedhöfe um die Kirche, also in der Nähe der Heiligen, die absolute Grenze ihrer Kapazität erreicht hatten. Diese Praxis ist aus dem 11. und 12. Jahrhundert auf Darstellungen von Begräbnissen auf mittelalterlichen Friedhöfen zu sehen. Der Sarg wurde zur Aufbahrung, für den Bestattungsgottesdienst und den Transport zum Grab benutzt. Dort wurde die Leiche herausgenommen und ohne Sarg beigesetzt.

Die Gräber auf den Friedhöfen scheinen in keinem geordneten System angelegt worden zu sein. Bei den Bestattungen in den Kirchen war es jedoch notwendig, mit Hilfe der Abdeckung durch Grabplatten die Gräber alle auf dem gleichen Niveau anzulegen, sonst wäre die Begehbarkeit der Kirche in Frage gestellt worden. Diese Grabplatten werden ab dem Mittelalter immer individueller beschriftet, teilweise auch mit Darstellungen der Verstorbenen versehen. Dieser privilegierte Bestattungsort sicherte die Nähe zu den heilversprechenden Reliquien.

Charakteristisch für jeden Friedhof ist eine feste Umfriedung. Der Bereich des Friedhofs soll vom Profanen eindeutig getrennt sein. Gestaltet wurde diese Abtrennung durch massive Mauern oder hohe und dichte Hecken. Interessant zu vermerken ist, dass die Umfriedung um den Friedhof mit der Kirche in der Mitte sich der Idealgestalt des Kreises nähert. Die Bedeutung, die dieser Einfriedung zugrunde liegt, lässt sich heute noch erahnen. Der Friedhof stellt eine Art Gegenwelt dar mit der Möglichkeit der Besinnung auf die wesentlichen Dinge im Leben: auf die Fragen nach dem Sinn des Lebens, dem Tod, der Vergänglichkeit und dem ewigen Leben. Die symbolische Bedeutung liegt darin, dass das Friedhofstor die Öffnung in den sonst umfriedeten Friedhof darstellt – eine Trennung der Welt der Toten von der Welt der Lebenden war durchbrochen.

Bei der Ausdehnung des Friedhofs war dort eine Grenze gesetzt, wo die Reichweite der Reliquien ihre Grenze hatte, das heißt, der zur Verfügung stehende Raum war begrenzt. Nachdem die Friedhöfe belegt waren, blieb nichts anderes übrig, als durch die Exhumierung der Gebeine wieder freie Grabplätze zu schaffen. Die Jenseitshoffnung und die Glaubensgewissheit an die Auferstehung der Toten führten zu einer sorgfältigen Aufbewahrung der Gebeine und Schädel in so genannten Beinhäusern (Kärner). Diese Entwicklung widerspricht allem Bisherigen, denn seit der Antike über die frühe

Christenheit bis hin zu den Germanen galten Gräber und die Totenruhe als unantastbar und unverletzlich. Dieser Prozess des Umdenkens vollzog sich zwischen dem 8. und 12. Jahrhundert und prägt die Friedhofskultur bis heute. Die Vorstellung, dass Gräber auf Friedhofsdauer, das heißt auf ewig Bestand haben können, wurde abgelöst von einer Verlängerungsfrist von zehn Jahren.

Zu einem üblichen Motiv der Vorsorge für die Zeit nach dem Tod wurden die Stiftungen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, nachdem durch die Reformation die Hoffnung zunichte gemacht worden war, man könne durch Geld und Testament sein Seelenheil sichern. An die Stelle einer religiös motivierten Vorsorge war der Wunsch nach einer innerweltlichen *memoria* getreten. Der Wunsch, nicht umsonst gelebt zu haben, hatte alle erfasst, die zu Lebzeiten eine gewisse soziale Stellung in der Gesellschaft eingenommen hatten. Es ist die Zeit der Renaissance, in der sich der Mensch als Individuum begreift und beginnt, die Spanne seines Lebens für einmalig und erinnerungswürdig zu halten.

Die Reformation bewirkte ein grundlegendes Umdenken in fast allen Lebensbereichen. Dies hatte auch Auswirkungen auf die Gestaltung der Friedhöfe – bis zum heutigen Tag. Die Begräbnisstätten wurden getrennt von Kirche und Stadt angelegt: Maßgeblich beeinflusst von den Reformatoren kam es im 16. und 17. Jahrhundert zur Auflösung der engen Verbindung zwischen Friedhof und Kirche. Das Leben der Gemeinschaft der Heiligen in Verbindung mit dem mittelalterlichen Totenkult lehnten die Reformatoren ab. Ausdruck für diese Grundüberzeugung, die tief in den Menschen verwurzelt war, war der Kirchhof, das heißt das enge Zusammenleben von Lebenden in der Kirche und Toten auf dem Friedhof, der um die Kirche angelegt war. Tausend Jahre war diese Tradition lebendig gewesen, doch mit den wachsenden Bevölkerungszahlen und den daraus resultierenden hygienischen Problemen und den oben genannten theologischen Gründen kam es zu einer örtlichen Trennung der Toten von den Lebenden durch die Neuanlage von außerstädtischen Friedhöfen.

Überwiegend wurde diese Auslagerung von protestantischer Seite betrieben, doch auch die katholische Kirche sah sich gezwungen, neue Friedhöfe vor der Stadt anzulegen. Hiermit beginnt nun ein Prozess, der sich über die nächsten drei Jahrhunderte erstrecken wird. Den Abschluss dieser Entwicklung bildet die Schließung der innerstädtischen Begräbnisplätze um die Kirche. Der Friedhof, wie wir ihn heute kennen, entsteht aus dieser Entwicklung heraus.

Luther ging, was die Reform des Bestattungswesens anging, sogar so weit, dass er die Anknüpfung an antike und jüdische Bestattungstraditionen, selbst die Leichenverbrennung als denkbare Möglichkeit darstellte, um bestmögliche Sorgfaltspflicht gegenüber den Lebenden walten zu lassen. Gleichzeitig forderte er mehr Respekt und Ehrfurcht gegenüber den Toten. Der Hintergrund solcher Forderung ist auch in den theologischen Auswirkungen des reformatorischen Umbruchs seit 1520 zu sehen. Denn mit der Veränderung der Liturgie der Begräbnisse und dem damit verbundenen Totenkult ging die Beseitigung der Altäre und Kapellen einher, die als Orte der Seelenmessen wesentlich der Fürbitte für die Toten gedient hatten. Dadurch wurden die Bedingungen geschaffen, außerstädtische Begräbnisplätze, so genannte Gottesacker, anzulegen.

Die Reformation betrachtet den sanften und seligen Tod als das für einen Protestanten erstrebenswerte Lebensende. In der Leichenpredigt nahm dies auch einen besonderen Stellenwert ein. Idealerweise sollte der Sterbende in größtem Gottvertrauen sanft entschlafen. Aus reformatorischer Sicht bestand ein guter Tod darin, sanft und ohne Qual sterben zu dürfen, weil man sein Leben auf Gott und die verheißene Gnade in Jesus Christus ausgerichtet hatte. Ein geistig vorbereiteter Tod mit einer sanften Sterbephase galt als Ideal. Luther verfasste 1519 den Sermon von der Bereitung zum Sterben. Nichts soll den Sterbenden belasten, was nach seinem Tod ungeklärt zurückbleiben könnte. Es geht darum, die materiellen und seelischen Dinge zwischenmenschlicher Beziehungen geregelt zu wissen. Dies ist die Grundvoraussetzung, um, von dieser Sorge entlastet, sterben zu können.

Ende des 15. Jahrhunderts belegen zahlreiche Gemälde an Kirchen und Beinhäusern die neue Präsenz des Todes, und es entstand der Bildtyp vom Triumph des Todes. Der Tod in Skelettgestalt mit Krone angetan mit einem königlichen Mantel herrscht über die Welt und befiehlt seinen ebenfalls skelettierten Helfern, mit allerlei Waffen sein Handwerk zu vollstrecken. Der Tod agiert nicht mehr als Gehilfe im göttlichen Weltenplan, sondern schwingt sich auf zum selbsternannten Herrscher und wird zum Kompagnon des Teufels. Damit beginnt der Tod seine Karriere als Sensenmann und Schreckgestalt, der in der Barockzeit Angst, Schrecken und Lethargie ebenso verbreitet wie ungezügelter Lebenslust.

Attribute des Todes wie Schädel, Gebeine, Sichel, Sense oder Stundenglas sind in den Vanitas-Motiven überall anzutreffen: in Lieder-, Gebet- und

Erbauungsbüchern, in Predigtsammlungen und Funeraldrucken. Er begegnet jedoch auch als Vollstrecker in ganzer grausiger Gestalt. Auf den barocken Grabmälern ist er präsent und lässt wissen, wer auf den Friedhöfen den Ton angibt. Schon früher war die Angst vor dem Tod gegenwärtig, aber sie war gepaart mit der Hoffnung auf ein gutes Sterben. Doch die Barockzeit leitet jene Epoche ein, in der der Glaube schwindet und das Erschrecken bleibt. Wenn der Sensenmann kommt, ist das Ende unumkehrbar. Die Mahnung an die Vergänglichkeit (*vanitas*), das Bedenken des Todes (*memento mori*) und das Verlangen, den Tag und jede Stunde zu nutzen (*carpe diem*), sind zentrale Elemente der Barockliteratur. Die Barockzeit hinterlässt kein schlüssiges Bild vom Tod. So bleiben dem Menschen zwei Alternativen: Das MEMENTO MORI mit der permanenten Mahnung, ein gottesgefälliges Leben zu führen, oder das CARPE DIEM mit der Aufforderung, das Leben zu genießen, solange ER nicht da ist.

Die Zeit der Aufklärung ist nun von einem Wandel des Bildes des Todes gekennzeichnet – aus der hässlichen Gestalt des Sensenmannes wird der Bruder Tod, der in dem aus der Antike übernommenen Brüderpaar Hypnos und Thanatos – Schlaf und Tod – versinnbildlicht wird. Dies hat Ausdruck gefunden in Grabmälern, indem Chronos, der Gott der Zeit, und die Parzen als Schicksalsgöttinnen und der friedlich schlummernde Verstorbene dargestellt werden. Unter Aufnahme antiker Vorstellungen wurde der Tod zu einem eine Fackel tragenden Jüngling oder Engel. In unzähligen Varianten begegnet diese Neuentwicklung bis heute als konfessionsneutrale Darstellung der Grabmalkunst des 18. und 19. Jahrhunderts.

Mit dem Dessauer Friedhof begann eine Entwicklung, die – von Gedanken der Aufklärung beflügelt – versuchte, eine Gleichheit aller im Tode zu schaffen. So entstand ein Friedhof, von dessen Mitte aus Reihengräber angelegt wurden. Jedoch sollte weder ein Grabstein noch ein sonstiges Erkennungszeichen an den Toten erinnern. An der Peripherie jedoch war es Wohlhabenden gestattet, entlang der Mauer Grabmäler aufzurichten. Mit dieser sozialen Dichotomie von Zentrum und Peripherie wurde die Lage des Grabes zu einer Frage des sozialen Standes.

Wagen wir einen Sprung ins 20. Jahrhundert: Hier kommt es zu einer Skandalisierung des Todes. Stellvertretend für die vielen Stimmen dazu sei der Schweizer Journalist und Publizist Jürgmeier genannt, der den Tod, den unsere moderne Gesellschaft durch den Versuch umgehen will, wenigstens das indi-

viduelle Leben in ein Kontinuum von Glück und Lust zu tauchen. Der Tod ist die unverrückbare Grenze, die uns gesetzt ist, die definitivste Trennung von denen, die wir lieben. Der Tod reißt einen tiefen Graben zwischen Wunsch und Wirklichkeit auf. Er ist – auch wenn es ein kleiner Trost sein mag, dass wir nicht mehr da sein werden, wenn dieser frostige Gast Platz genommen hat – das Entgegengesetzteste von dem, was wir im tiefsten Grunde und für alle Zeit wollen: leben, gesund und glücklich leben. Man kann den Tod nur als das stehen lassen, was er ist: Der Tod ist der Tod. Das Leben ist das Leben. Und dazwischen gäbe es auch keine Brücke, keine Sätze, keine „den Tod und Leiden mit Sinn versiehende, Tod und Leiden überwindende, transzendierende Ideologien“. Diese Epoche hatte keine Auswirkung auf die Gestaltung der Friedhöfe.

Im 21. Jahrhundert ändert sich die Friedhofskultur unter anderem deshalb, weil Menschen nach ihrem Tod den Hinterbliebenen nicht durch eine Grabpflege zur Last fallen wollen; die Folge war und ist ein Anstieg der anonymen Beisetzungen und anderer pflegeloser Grabarten. Steinmetze und Friedhofsgärtner beklagen seit Langem aus verständlichen Gründen solche zurückhaltende Bescheidenheit, die von der eigenen Person kein Aufhebens machen will. Auch die Entstehung von Friedwäldern, anonym und ohne Kosten für die Nachwelt in einem Wald zu „verschwinden“, ist ein klarer Hinweis darauf.

Die Aschenbeisetzung hat Auswirkungen auf die Gestaltung des Friedhofs. Da ein Aschengrab deutlich weniger Platz einnimmt als ein Erdgrab, entstanden neue Formen der Beisetzung. Grundsätzlich ist zu unterscheiden zwischen einer oberirdischen und einer unterirdischen Bestattungsform. Die erste erfolgt durch das Aufstellen einer Schmuckurne, die auch manchmal eingelassen in den Grabsteinen von Erdbegräbnissen zu finden ist. Kolumbarien, nach dem lateinischen Begriff für Taubenschlag, gestaltete Urnenwände, konnten sich nicht flächendeckend durchsetzen. Deshalb ging man seit Beginn des 20. Jahrhunderts dazu über, Urnenfriedhöfe bzw. Urnenhaine anzulegen. Man orientierte sich dabei an der vorherrschenden Friedhofsästhetik. Ganz neu ist die Entwicklung in Deutschland, in der man aufgelassene Kirchen zu Kolumbarien gestaltet – letzte Heimat Kirche!

Wenn man sich die landschaftsgärtnerische und architektonische Gestaltung von Friedhöfen in den letzten 20 Jahren ansieht, so stellt eine der neuesten Entwicklungen der „Grüne“ Friedhof dar. Durch einen Friedhof sollen auch Erholungsmöglichkeiten im städtischen Raum gegeben sein.

## **Naturverbundene Gestaltung**

In diesen Umkreis gehört auch der Trend zu einer naturverbundenen Gestaltung von Friedhöfen. Solch ein Friedhof entstand z.B. im Jahr 1989 an einem Waldrand. Die Gräberfelder sind in die natürliche Wiesenlandschaft am Hang eingebettet. Landschaft und Friedhof verschmelzen zu einer Einheit. So soll die Zusammengehörigkeit von Tod und Leben symbolisiert werden. Einzigartig ist auch die Gestaltung der Aufbahnhalle. Im Inneren nimmt das Gebälk der Dachkonstruktion das Motiv des Lebensbaumes auf, unter dessen Ästen sich die Trauernden zum Aussegnungsgottesdienst einfinden. An die Gestaltung der Gräber wird der Anspruch gestellt, einen persönlichen Bezug zu dem Bestatteten aufzuweisen und damit auf die Einmaligkeit des Verstorbenen hinzuweisen, der als Individuum von Gott geschaffen wurde.

## **Anonyme Begräbnisstätten**

In den 1970er Jahren begann vor allem in Deutschland – in Österreich ist diese Tendenz bisher nur schwach wahrnehmbar – eine Entwicklung einzusetzen, die eine fortschreitende Wandlung in der Bestattungskultur nach sich zieht und das Erscheinungsbild der Friedhöfe grundlegend verändert. Es handelt sich um die anonyme Bestattung, die den Verzicht auf ein zeichenhaftes Gedenken am Grab beinhaltet. Die anonyme Bestattung hat als Folge die vollkommene Entpflichtung der Hinterbliebenen von Grabpflege und der Erinnerung an den Ort des Grabes. Damit werden die Friedhöfe ihrer gedächtnisfreundlichen und zeichenhaften Gestalt beraubt.

## **Ein Blick in die Gegenwart**

### **Ars moriendi nova – ars vivendi**

Ist auch in einer modern, nahezu säkularen Industriegesellschaft das Streben nach einem guten Tod im herkömmlichen Sinn abhandengekommen, so tritt an dessen Stelle der Wunsch, wenigstens gut zu sterben. Sterbebegleitung hat heute einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert – ganzheitlich gesehen will sie Körper, Geist und Seele gleichermaßen im Blick haben, um sowohl in körperlichen wie in geistigen Nöten Linderung schaffen zu können. Auf dieser Grundidee basiert auch die Hospizbewegung und Palliative Care. Wichtig dabei zu bedenken ist, dass ein Zusammenhang zwischen den libe-

ralen Prinzipien der Selbstbestimmtheit und Eigenverantwortung sowie der grundsätzlich garantierten Menschenwürde besteht.

In den abrahamitischen Religionen, also in Judentum, Christentum und Islam, genießt die Heiligkeit des Lebens absolute Priorität, die eine absichtsvolle, vorzeitige Beendigung des Lebens ausschließt. Sie lehnen deshalb die aktive Sterbehilfe, den assistierten Suizid, ab. Über das Leben entscheidet allein Gott, und der Mensch darf hier nicht eingreifen. Aber auch darin sind sich diese Religionen einig, dass durch die Fortentwicklung von Hospiz und Palliativmedizin das Verlangen nach einer Verkürzung des Lebens gar nicht erst eintreten soll. Leben bleibt Leben, selbst wenn wir darin keinen Sinn mehr erkennen können. Hier bleibt zumindest ein Rerätsel des Lebens – falls wir überhaupt glauben, seine Rätselhaftigkeit und die des Todes auch nur ansatzweise lösen zu können. „Vielleicht ist der Tod“, so formiert es Katharina Lacina, „eine für das menschliche Erkenntnisvermögen unreife Frucht.“

*Zum Autor:*

*Dr. Michael Wolf ist Pfarrer der evangelischen Pfarrgemeinde A.B. Wien-Favoriten-Christuskirche und Senior der Superintendentenz Wien. Seit Anfang der 1990er Jahre beschäftigt er sich mit den Themen Kirchenraumpädagogik und Friedhofspädagogik (Dissertation) und als Vorsitzender des Friedhofsausschusses A.B. und H.B. auch mit der Thematik der gesellschaftlichen Veränderung der Wahrnehmung von Tod und Sterben.*

# Nachrichten

## **POLEN: ERSTMALS ORDINATION VON FRAUEN IN DER EVANGELISCHEN KIRCHE A.B.**

Neun Frauen wurden am Sonntag, 8. Mai in der Kirche der Heiligen Dreifaltigkeit in Warschau als Pfarrerinnen ordiniert: Karina Chwastek-Kamieniorz, Malgorzata Gaś, Beata Janota Katarzyna, Kowalska Wiktoria, Matloch Halina Radacz, Katarzyna Rudkowska, Izabela Sikora und Marta Zachraj-Mikolajczyk sind damit die ersten Pfarrerinnen der Evangelischen Kirche Augsburgischer Bekenntnisses in Polen.

Pfarrerin Halina Radacz betonte in ihrer Predigt, dass ihre Kirche nun einen weiteren Schritt in Richtung Gleichberechtigung ginge, die sie in eine Reihe mit Nächstenliebe und Respekt stellte: „Wir wollen über Liebe sprechen und sie bezeugen; wir wollen über Gleichberechtigung für alle sprechen und zeigen, dass sie möglich ist; wir wollen gegenseitigen Respekt lehren und zeigen, wie er geht. Vielleicht also nähern wir uns der Idee Bonhoeffers an, der schrieb: ‚Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.‘“

## **UKRAINEKRIEG: LUTHERISCHER ERZBISCHOF FLOH AUS RUSSLAND**

Dietrich Brauer, der leitende Erzbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche Russlands (ELKR), ist aufgrund von staatlichen Repressionen bereits im März aus Moskau nach Deutschland geflohen. Es sei nicht erlaubt gewesen, von Krieg zu sprechen,

für Frieden zu beten oder Kontakt zu ukrainischen Glaubensgeschwistern aufzunehmen. Das russische Präsidialamt habe an die religiösen Leitungspersonen appelliert, sich positiv zum Krieg zu äußern. Dem hätten die meisten entsprochen. Ein katholischer Geistlicher habe geschwiegen und sich auf den Vatikan berufen, ein Rabbiner habe kluge Worte gewählt und alle aufgerufen, sich für den Frieden einzusetzen. Die Russisch-orthodoxe Kirche vertrete seit Jahren die Position, dass es in der Ukraine Christenverfolgung und Völkermord gebe. Brauer distanziert sich deutlich vom Krieg in der Ukraine und kann daher auf absehbare Zeit nicht nach Russland zurückkehren. Eine gemeinsame Erklärung der Religionsgemeinschaften, die Brauer bevorzugt hätte, sei nicht zustande gekommen.

Die ELKR umfasste vor dem Ukrainekrieg ungefähr 170 Kirchengemeinden und 50 Pfarrerinnen und Pfarrer. Bereits vor dem aktuellen Krieg hatte sie einen schweren Stand. Die Russisch-orthodoxe Kirche ist eng mit den regierenden Eliten verbunden. Weil die ELKR sich nicht als „auf eine Nationalität beschränkt“ sah und sich mehr öffnen wollte, hatte sie Sorgen vor Repressalien. Auch die Feiern anlässlich 500 Jahre Reformation wurden teilweise umgeplant, um nicht zu sehr im Licht der Öffentlichkeit zu stehen. Die ELKR ist schon lange im Schrumpfen begriffen. Schon lange bestehende Befürchtungen, dass die ELKR bald

aufhören könnte zu existieren, hätten sich durch den Ukrainekrieg deutlich verschärft, erzählte Erzbischof Brauer in einem Interview mit „Die Zeit“.

### **ÖKUMENISCHE FRIEDENS- GEBETE IN OBERÖSTERREICH**

In Linz wird alle 14 Tage zu einem ökumenischen Friedensgebet in den Mariendom geladen. Das Friedensgebet soll dabei helfen, nicht auf das Leid und den Krieg in der Ukraine zu vergessen. Es stelle auch ein Zeichen des Friedens zwischen den Konfessionen dar. An der Auftaktveranstaltung am 28. März waren etwa Dompfarrer Maximilian Strasser, der altkatholische Pfarrer Samuel Ebner, der evangelische Pfarrer Wolfgang Ernst, der rumänisch-orthodoxe Pfarrer Sorin Bugner, der serbisch-orthodoxe Diakon Nemanja Micic und die Linzer Ökumene-Beauftragte Gudrun Becker beteiligt. Die musikalische Gestaltung übernahm die vor allem für Klezmer-Musik bekannte Gruppe „Kohélet 3“ mit ukrainischer, jiddischer und weiterer osteuropäischer Musik.

In der zweitgrößten Stadt Oberösterreichs, Wels, trifft man sich seit 25. März wöchentlich zum ökumenischen Gebet am Freitagabend um 19 Uhr in der evangelischen Christuskirche. Initiiert hat das Ganze der evangelische Pfarrer Roland Werneck. Er verweist auf die reiche Tradition der Friedensgebete aus der Zeit der DDR und möchte mit dem regelmäßigen Angebot verhindern, dass der Krieg in den Hintergrund rückt. Anfang Mai pausierte das ökumenische Friedensgebet zwei Wochen lang, um Platz zu schaffen für das jährliche interreligiöse Friedensgebet am

11. Mai. „Dass wir über die Grenzen von Glaubensgemeinschaften hinweg für den Frieden beten, hat in Wels schon eine lange Tradition“, so Werneck.

### **EVANGELISCH-LUTHERISCHER BISCHOF AUS DER UKRAINE ZU BESUCH IN WIEN**

Bei seinem zweitägigen Besuch in Wien Anfang Mai appellierte der Bischof der Evangelisch-lutherischen Kirche in der Ukraine an die Solidarität der Menschen in Österreich: „Ich bitte, dass die Hilfe, die momentan stattfindet, weiterhin durchgehalten werden kann, auch im Bewusstsein, dass es nicht nur um akute Hilfe geht, sondern der Krieg auch länger dauern kann“, sagt Pawlo Shwarts. Der 39-jährige Pfarrer aus Charkiw, der zweitgrößten Stadt der Ukraine, ist auch Bischof der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Ukraine (DELKU), die in der Ukraine mit ihren rund 1000 Mitgliedern in 24 Pfarrgemeinden eine Minderheitenkirche bildet.

Shwarts führte Gespräche mit dem Generalsekretär der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE), Mario Fischer, dem evangelisch-lutherischen Bischof Michael Chalupka und Diakonie-Direktorin Maria Katharina Moser. Hilfe sei „kein romantisches Abenteuer“. Die Motivation für die Hilfe komme aus dem Glauben, zeigt sich der Bischof im Gespräch mit dem Evangelischen Pressedienst überzeugt. Gleichzeitig sei der Glaube „eine große Hilfe in diesen Krisenzeiten“. Wichtig ist ihm, dass gerade angesichts des „russischen Propagandadrucks die Dinge beim rechten

Namen genannt werden“. In diesem Konflikt sei klar, „wer der Aggressor und wer das Opfer ist“. Finanzielle Hilfe sei derzeit die effektivste Unterstützung: „Derzeit kann man noch die meisten Dinge in der Ukraine kaufen“. Die ukrainische Wirtschaft habe sich an den Krieg angepasst, „wenn die Hilfsgüter vor Ort gekauft werden, stärkt das auch die ukrainische Wirtschaft“.

In Charkiw beteiligen sich die Pfarrer an der Hilfe für die Menschen vor Ort, „bringen Lebensmittel direkt zu Menschen in die U-Bahn-Stationen oder versuchen Leute aus der Stadt zu evakuieren“. Bei der Hilfe arbeiten die Kirchen eng zusammen, auch Gottesdienste finden noch statt, allerdings manchmal an improvisierten Orten. Der Bedarf an Seelsorge werde immer größer, doch es fehlten die Menschen, die professionelle Hilfe leisten könnten. Charkiw stehe weiter unter heftigem russischem Beschuss. Der Norden der Stadt sei kaum mehr bewohnbar. In den südlicheren Teilen der Stadt funktionierten Lebensmittel-, Wasser-, Gas- und Stromversorgung noch einigermaßen. Auch Infrastruktur wie Müllabfuhr oder Krankenhäuser seien weiter in Betrieb. Benzin werde jedoch knapp. „Menschen, die noch hier sind, haben seit 2014 die Erfahrung gemacht, man kann vielleicht bleiben und überleben“, erklärt der Bischof, wobei die Situation jetzt gefährlicher sei. Zudem treten vermehrt psychische Probleme auf: „Menschen leben hier bereits seit über zwei Monaten in Kellern oder U-Bahn-Stationen.“ Die Mehrheit der Familien mit Kindern habe die Stadt verlassen. Auch Pawlo Shwartz ist erleichtert, dass er seine Familie nach Polen in Sicherheit bringen konnte.

Bischof Michael Chalupka rief dazu auf, in den Gottesdiensten der Evangelischen Kirche in Österreich bei den Fürbitten all jener zu gedenken, die unter dem Krieg in der Ukraine leiden und insbesondere für Bischof Pawlo Shwartz zu beten.

### **„BETEN KONNTE TÖDLICH SEIN“: NEUES BUCH ÜBER PFARRER IM KZ MAUTHAUSEN**

Die Schicksale evangelischer Pfarrer im Konzentrationslager Mauthausen zeichnet ein neues Buch nach, das im Auftrag der Evangelischen Kirche A.u.H.B. in Österreich sowie der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) erschienen ist. Dokumentiert finden sich darin die Lebensgeschichten von 31 evangelischen Pfarrern bzw. Theologen und fünf Laien aus unterschiedlichen Ländern Europas, die nach Mauthausen verschleppt wurden. 15 von ihnen starben in Mauthausen, im Nebenlager Gusen oder in Hartheim. Die evangelischen Pfarrer kamen aus Polen, Frankreich, Belgien, Italien, Ungarn, aus den Niederlanden, aus der Slowakei, der Schweiz, aus Tschechien. Mit dem gebürtigen Ungarn Zsigmond Varga, der in Wien predigte, war auch ein Pfarrer aus Österreich unter den Opfern.

Wer in Konzentrationslagern beim Beten oder mit einer Bibel erwischt wurde, hatte mit dem Tod zu rechnen, schilderte Michael Bünker, einer der Herausgeber. Mauthausen sei in dieser Frage „extrem“ gewesen. Die zweite Herausgeberin, Dietlind Pichler, schilderte die Schwierigkeit, die Pfarrer in den Datenbanken zu finden, da diese die

Berufe nicht erfassten. Das Buch wolle „die Menschen hinter den Nummern sichtbar machen“ und „den Namen eine Geschichte geben“.

### **FRESACH: SONDERAUSSTELLUNG ZU FRAGEN DES WANDELS IN KIRCHE UND GESELLSCHAFT**

Die diesjährige Sonderausstellung im Evangelischen Kulturzentrum Fresach, Kärnten, geht der Frage nach, wie das Neue ins System kommt. Sie will zeigen, wie Gesellschaft und Kirche verflochten sind, sich stets wandeln und miteinander sowie mit dem Neuen in Auseinandersetzung sind. Superintendent Manfred Sauer sieht die Ausstellung als Beitrag, „über notwendige und sinnvolle Veränderungsprozesse in Gesellschaft und Kirche nachzudenken“ und selbst Wandel zu ermöglichen.

In vier historischen Abschnitten zeigt die Sonderausstellung die Entwicklung der Evangelischen Kirche und ihres Verhältnisses zum gesellschaftlichen Wandel. Nach einem Blick in die von einer grundlegenden Veränderung der religiösen Landkarte geprägte Reformationszeit versucht ein zweiter Abschnitt zu klären, inwieweit der Evangelischen Kirche im gesellschaftlichen Wandel eine Vorreiterrolle zukam. In einem dritten Schritt kommt die Ausstellung auf das reformatorische Schlagwort von der „Ecclesia semper reformanda“, der sich ständig wandelnden Kirche, zurück. Schließlich beleuchtet die Sonderausstellung aus unterschiedlichen Blickwinkeln, wie das Verhältnis von Kirche und gesellschaftlichem Wandel in der Gegenwart aussieht.

Die Sonderausstellung im Evangelischen Kulturzentrum Fresach dauert vom 1. Mai bis 31. Oktober 2022. Geöffnet ist sie von Freitag bis Sonntag sowie feiertags jeweils von 11 bis 17 Uhr.

### **„DANKE DORA!“ – THEOLOG\*INNEN FORDERN MEHR GESCHLECHTERGERECH- TIGKEIT UND DIVERSITÄT**

Forderungen nach mehr Geschlechtergerechtigkeit und Diversität in der Evangelischen Kirche kommen von einer Arbeitsgruppe, der Vertreter\*innen des Vereins evangelischer Pfarrerrinnen und Pfarrer in Österreich (VEPPÖ) sowie der ARGE (Arbeitsgemeinschaft) Theologinnen angehören. Unter dem Motto „Danke, Dora!“ haben sie am Ostersonntag ein siebenseitiges Manifest veröffentlicht, das an die erste ordinierte Frau in der Evangelischen Kirche in Österreich erinnert, Dr. Dora Winkler-Herrmann (1910-1983). Sie promovierte 1937 als erste Frau an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien ohne Aussicht, in den Pfarrberuf übernommen zu werden. 1945 wurde sie doch ordiniert und wirkte aufgrund des herrschenden Pfarrermangels als Pfarrerin in Kufstein, bis sie von der Kirchenleitung 1947 gezwungen wurde, ihr Amt niederzulegen. Erst 1967 wurde ihre Ordination anerkannt, die vollständige rechtliche Gleichstellung von Frauen im geistlichen Amt erfolgte jedoch erst durch die Generalsynode im Jahr 1980.

„Doras Geschichte steht symbolisch für all jene Frauen, deren Arbeit nicht mit dem nötigen Dank, der angemessenen Position

und der würdigen Entlohnung honoriert wurde und wird“, heißt es in einer Presseaussendung der Arbeitsgruppe hinter dem Manifest. Auch wenn die Gleichstellung von Frauen in der Evangelischen Kirche biblisch-theologisch begründet sei und diese auch juristisch umgesetzt wurde, scheine die Wahl von Frauen in kirchenleitende Ämter „nicht hinreichend möglich“, so der Befund der Arbeitsgruppe. „In rechtlicher Hinsicht ist viel erreicht worden, aber noch längst nicht genug, um die selbstverständliche Teilhabe von Pfarrern auf allen Ebenen unserer Kirche zu erleben“, sagt Pfarrerin Birgit Meindl-Dröthandl vom Leitungsteam der ARGE Theologinnen.

Konkret fordern die Autor\*innen daher eine „aktive Reflexion unbewusster Vorurteile und einen Abbau stereotyper Rollenbilder“, mehr Transparenz bei Ausschreibungen und Wahlen ebenso wie ein „klares Anforderungsprofil für Leitungsämter und ein Überdenken der Abläufe bei Wahlen mit dem Ziel der Geschlechtergerechtigkeit“. Diversität müsse „wesentlicher Bestandteil“ der kirchlichen Identität werden und dementsprechend Personen unterschiedlichen Alters, Geschlechts und unterschiedlicher Herkunft in den Gremien repräsentiert sein. Gleichzeitig sollen „sichtbare und messbare“ Ziele im Bereich der Diversität und Geschlechtergerechtigkeit vorgegeben werden.

### **„JAHR DER SCHÖPFUNG“: KIRCHLICHE EINRICHTUNGEN BIS 2040 KLIMANEUTRAL**

In der Evangelischen Kirche wird ein Klimaschutzkonzept erarbeitet. Bis 2040 sollen alle

Pfarrgemeinden und Einrichtungen klimaneutral sein. Auf dem Weg dorthin gebe es noch einiges zu tun, derzeit seien etwa noch in 28 Pfarrgemeinden Ölkessel in Verwendung. Die Kirche helfe beim Umstieg auf klimafreundliche Alternativen.

Gerade das „Jahr der Schöpfung“ sei ein wichtiger Beitrag, um Bewusstsein zu schaffen. Neben Veränderungen bei den Gebäuden und bei der Energieversorgung stünden dabei auch ein klimafreundliches Beschaffungswesen und CO<sub>2</sub>-freie Mobilität im Fokus. In Sachen Klimaschutz könnten Kirchen nur zu einer positiven Veränderung beitragen, „wenn sie selber glaubwürdig agieren“, meint Bischof Michael Chalupka.

### **„JAHR DER SCHÖPFUNG“: BISCHOF CHALUPKA BESUCHT EVANGELISCHE SCHULEN**

Im „Jahr der Schöpfung“, das die Evangelischen Kirchen in diesem Jahr begehen, besucht Bischof Michael Chalupka Schulen in ganz Österreich, um sich von Schülerinnen und Schülern beraten zu lassen.

Ende April war er im evangelischen Wimmer-Gymnasium in Oberschützen zu Gast. Klimaschutz sei ein Thema, das „jungen Menschen unter den Nägeln brennt“, so die Vorsitzende des Schulwerks Oberschützen, Superintendentialkuratorin Christa Grabenhofer. Chalupka meint: „Es wird Zeit, auf die Stimmen der Enkelgeneration zu hören“.

Schulzuweisungen an frühere Generationen sind der falsche Weg, waren sich die Schülerinnen und Schüler in Oberschützen

einig. Stattdessen brauche es den Zusammenhalt zwischen allen Generationen, „dass sich alle gemeinsam engagieren, damit unsere Kinder und Enkel das vielleicht anders erleben dürfen“, meinte eine Schülerin.

Veränderung werde zu oft unter dem Blickpunkt des Verzichts gesehen statt der Umgewöhnung. Beim Thema der vegetarischen oder veganen Ernährung gehe es etwa um Bewusstseinsänderung, ethische Aspekte und umweltfreundliches Verhalten. Heute solle Fleisch ein Luxusprodukt sein, „man braucht es nicht jeden Tag“, wobei Herkunft und Tierwohl zu berücksichtigen seien. Die Schülerinnen könnten sich „viel besser über die negativen Seiten des Fleischkonsums informieren, als es für unser Eltern möglich war“, meinte ein Schüler, während ein anderer die Corona-Pandemie als Beispiel dafür heranzog, „wie anpassungsfähig wir Menschen sind“. Klimaschonendes Verhalten sei lernbar; man müsse selbst mit Veränderungen beginnen, nicht auf andere warten.

Bischof Chalupka wies darauf hin, dass Bewusstseinsprozesse langsam laufen und dass Eltern auch viel von ihren Kindern lernen könnten. Dass es weniger um Ver-

zicht als um Umgewöhnung gehe, habe er auch bei seinem Umstieg aufs E-Auto erfahren, sagte der Bischof und brachte damit das schwierige Thema der Mobilität ins Spiel. Es bräuchte „viel mehr Bewusstsein für öffentliche Verkehrsmittel“, Kinder sollten früh daran gewöhnt werden; ein schwieriges Thema im ländlichen Südburgenland. Umkehr und Umgewöhnung sei möglich. Weil „Angst und Schrecken“ eher „keine Bewusstseinsänderung“ herbeiführen könnten, seien laut Chalupka positive Bilder der Hoffnung besonders wichtig.

Die Schule Oberschützen hat etliche Nachhaltigkeitsprojekte wie einen „Fairtrade-Point“, eine „Waldwoche“, bei der Schülerinnen und Schüler bei der Mitarbeit im Forst den Lebensraum Wald kennenlernen, oder eine vorösterliche Spendenaktion mit vegetarischen Produkten.

Chalupka besuchte außerdem bereits das Evangelische Montessori Oberstufenrealgymnasium in Grödig bei Salzburg, wo ihm die Schülerinnen und Schüler unter anderem ein CO<sub>2</sub>-Bilanzierungsprojekt vorstellten, sowie das ROSE Oberstufenrealgymnasium in Linz.